

**Zeitschrift:** Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz

**Herausgeber:** Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde

**Band:** 6 (1889)

**Artikel:** Der Antheil Basels an der deutschen Literatur des XVI. Jahrhunderts

**Autor:** Gessler, Albert

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-747293>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Der Anteil Basels an der deutschen Literatur des XVI. Jahrhunderts.\*

Von Dr. Albert Gehler.

**B**enn es ein Zug der Zeit ist, daß bald jedes Gemeinwesen von irgend welcher Bedeutung die Neuzeugungen seines Lebens in geschichtlicher Vergangenheit darstellt, so mag es wohl auch gestattet sein, für Basel, einen Ort, der im XVI. Jahrhundert in wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht in hoher Blüthe stand, die Beziehungen zu einem Gebiete des Geistes aufzusuchen, welches seit dem Erwachen des Interesses an der Geschichte des Geistes überhaupt schon so viele hervorragende Menschen beschäftigt hat: zur deutschen Literatur. Wohl liegt die eigentliche Bedeutung Basels im XVI. Jahrhundert nicht in den Beiträgen, um die es die deutsche Literatur bereichert hat. Es sind seine lateinisch schreibenden Humanisten, es sind seine Reformatoren, seine Rechtsgelehrten, seine Aerzte, seine Drucker, vor Allem sein Künstler Holbein gewesen, welche den Namen unserer Stadt berühmt gemacht haben in einer Zeit, da Deutschland und mit ihm Basel sich zu jener Geistesfreiheit auffchwang, die heute noch seine höchste Zier ist. Aber sollte in der Epoche, in der mit diesem Geiste, dem Geiste der Renaissance und der Reformation die deutsche Literatur sich neu erhob, in der Zeit, da eine über den vielverzweigten, einander oft unverständlichen Mundarten stehende Sprache zur Dienerin dieses Geistes geschaffen wurde, sollte da nicht auch der so regsame eidgenössischen Stadt am Rheine ein Anteil an diesem neu erwachenden Leben der Literatur zufallen? Freilich. Sie und je sind ja auch die großen Thatsachen der deutschen Geschichte hier, in dem für das Herantreten äußerer Einflüsse so günstig am Eingange in das Elsaß gelegenen Basel fühlbar gewesen und haben deutlich oder weniger erkennbar ihre Spuren in der inneren und äußeren

\* Die Anmerkungen zu den folgenden Grörterungen finden sich am Schlusse der Arbeit vereinigt; fortlaufende Nummern verweisen auf dieselben.

Entwicklung des Gemeinwesens zurückgelassen. Gerade so lässt sich für das XVI. Jahrhundert der ganze Gang der deutschen Literatur auch hier wahrnehmen. An einzelnen Stellen tritt sogar Basel selbst als eigentliche Leiterin dieser Literatur auf, an andern ist der allgemeine Zug des Geistes, der die Literatur Deutschlands beherrschte, nur in Erzeugnissen von mittlerem Werthe zu erkennen. Die Eigenheiten des Jahrhunderts, sein Drängen nach Großem, das massenhafte Ansammeln von zum Theil neuem poetischem Gute, welches aber noch nicht recht verwerthet werden kann, weil die an der Literatur thätigen Menschen ihre Kräfte noch zu sehr zerplittern, Alles das bietet sich dem Auge eines Beobachters auch in Basel dar. Auch hier sehen wir, wie Anfangs die Literatur nur von Gelehrten gepflegt wird, wie sie aber dann allmälig aus den Händen der Humanisten durch das Mittel des in Basel in höchster Blüthe stehenden Buchdrucks in diejenigen des Volkes geleitet wird. Große Kunstwerke kommen in Basel so wenig wie im übrigen Deutschland zu Stande. Die Dernheit, ja die Grobheit sind hier wie dort das Merkmal der Zeit; aber hier wie dort lassen sich doch auch schon Keime erkennen, aus denen die neue deutsche Literatur erwachsen ist.

Das beginnende XVI. Jahrhundert traf die Dichtkunst in den Händen der Gelehrten an. Sie warf darum nur selten das Gewand ab, welches alle Geisteserzeugnisse jener Zeit trugen, die lateinische Sprache. Sie stand deshalb auch der großen Masse des Volks gänzlich fern. Aber nicht nur da, wo dieses Hinderniß die Wirkung der Dichter auf weitere Kreise unmöglich machte, ging der Poesie die Kraft ab, durch welche sie auf ein ganzes Volk hätte wirken können: auch wenn sie einmal deutsch war, war sie einseitig gelehrt, beschränkt schulmeisterhaft. Dies zeigt uns schon ein Blick in dasjenige Werk, welches ich als den ersten Beitrag Basels zur Literatur des XVI. Jahrhunderts bezeichnen möchte, Brants „*Märrenschiff*“.<sup>1</sup> Der Verfasser ist zwar der Geburt nach kein Basler, sondern ein Straßburger; er ist in Straßburg 1457 oder 1458 geboren und ist auch dort 1521 gestorben, nachdem er noch zwanzig Jahre lang seiner Vaterstadt als Stadtschreiber gedient hatte. Aber seine beste und fruchtbarste Zeit hat er in Basel zugebracht, an dessen Universität er 1475 immatrikulirt, 1477 zum Baccalaureus, 1483 zum Licentiaten und 1485 zum Dr. juris ernannt worden ist.<sup>2</sup> In Basels Mauern hat Brant auch viele

seiner kleinen Schriften verfaßt. Es sind dies empfehlende Verse, Widmungen und Vorberichte für Bücher Anderer, Erneuerungen wie die des „Freidank“, Uebersetzungen in deutsche Verse, so diejenige der Sittenlehren Cato's. Vor Allem aber hat er hier sein Hauptwerk, das „Narrenschiff“, geschrieben, welches bei Joh. Bergmann v. Olpe im Jahre 1494 erschienen ist. Diesem Datum nach gehört das „Narrenschiff“ noch in das XV. Jahrhundert; ich nenne seinen Dichter aber unter denjenigen des XVI., weil der Geist, welchem das „Narrenschiff“ seine Entstehung verdankte, durch dieses ganze Jahrhundert fortgewirkt hat, weil „sein Einfluß“, wie Wackernagel sagt,<sup>3</sup> „Menschenalter entlang die meiste Didaxis der Gelehrten mit einer bitteren, scharfen, verachtungsvollen Satire tränkte.“<sup>4</sup> Brants Werk ist in Versen geschrieben, aber es ist trotzdem kaum Poesie zu nennen; es ist gereimte Prosa, eine Zusammenfassung lehrhafter Sprüche, die sich zu einem nur scheinbaren Ganzen aneinander reihen: die mehr als hundert Narren, die da über Schlauroffenland nach Narragonien segeln, sind wie zufällig auf dem Schiffe zusammengeordnet. Schon früher waren Bilder einzelner Narren mit kurzen Reimzeilen durch's Land gegangen, ja auch die Vorstellung eines Schiffes voll Narren möchte dem Volke geläufig sein, und nur die Zusammenfassung aller Arten von Narren ist Brant's Verdienst. Ein Narr ist nun aber für Brant nicht nur der Mensch, der eine Sache übertreibt, wie der Büchnarr, der Geiznarr, der Sorgennarr, der Studiennarr u. s. w., sondern Narr ist ihm auch im biblischen Sinne der Gottlose; darum werden neben den Thorheiten auch die Laster gegeißelt. Aber, wie gesagt, ein einheitlicher Ton herrscht nicht in dem Ganzen; die Satire einerseits, die Lehre anderseits werden stückweise vorgetragen, und die Gestalten werden einzeln an uns vorübergeführt wie in einem Fastnachtsspiel. Wenn die Narren Brants selbstredend auftraten, wenn etwa noch eine erklärende oder belustigende Person eingefügt wäre, so hätten wir in Brants Dichtung geradezu ein Fastnachtspiel, und diese hätte so vielleicht eher auf das Volk gewirkt. Wie es aber vor uns liegt, ist es das Werk eines Gelehrten für Gelehrte und ist auch wohl meist nur von solchen gelesen worden, denn den Weltruhm, den es erlangte, verdanke es zumeist lateinischen Uebersetzungen.<sup>5</sup> Wichtig aber ist es für uns, weil sein Grundzug derjenige aller erleuchteten Geister jener Zeit, eine gewisse Bitterkeit,

eine Unzufriedenheit mit den verdorbenen Verhältnissen alles Lebens, namentlich auch der Kirche ist, ob schon Brant einer völligen Erneuerung der letzteren noch gar nicht das Wort redete, sondern eher einen Widerwillen gegen den Reformationsgedanken empfand, der „*ringsum schon in schwüler Luft lag*“ (Wackernagel.)

Wir haben das „*Narrenschiff*“ einem Fastnachtsspiel verglichen. Dieses Fastnachtsspiel war die Dichtungsgattung, welche im XV. Jahrhundert am allgemeinsten gepflegt worden war und welche am Anfang des XVI. noch in Basel eine Stätte finden sollte und zwar in veredelter Form. Als die Fastnachtsspiele<sup>6</sup> in Nürnberg entstanden, war es auch ihr Zweck, die Schäden der Zeit darzustellen, aber weniger, um sie zu bessern, als um die zuschauenden Bürger zum Lachen zu reizen. Die Ausführung war eine äußerst einfache; roh wie der Stoff war die Kunstform, in die er gegossen wurde. Die auftretenden Gestalten waren typische Figuren, die möglichst prosaisch, ohne jeden Schmuck der Rede, in denselben dünnen Reimpaaren, in denen Brant sein Werk verfaßt hatte, ihre polternden Schimpfreden hören ließen. Von Nürnberg aus sind die Fastnachtsspiele über ganz Deutschland gegangen, ohne den geschilderten Charakter zu ändern. In Basel aber hat sich dann ein Dichter ihrer angenommen, unter dessen Hand sie mehr geworden sind als eine Sammlung von Unfläthereien. Dieser Dichter war Pamphilus Gengenbach.<sup>7</sup> Über sein Leben wissen wir nicht viel.<sup>8</sup> Er war Buchdrucker, wahrscheinlich Basler Ursprungs, und dichtete und drückte zwischen 1509 und 1523. Datirte Drücke von ihm giebt es seit 1513.<sup>9</sup> Aus seinen Werken, die er selbst gedruckt hat, erfahren wir, daß er aus einem guten Anhänger des alten Glaubens ein eifriger Verfechter der Reformation geworden ist. Seine Drücke sind ferner mit Holzschnitten geschmückt, die wahrscheinlich von ihm selbst herühren. In seinen Schriften hat Gengenbach die verschiedensten Gattungen der Literatur gepflegt, aber das Bedeutendste sind wohl seine drei Fastnachtsspiele, die schon dadurch vor allem Andern hervortreten, was in dieser Art geleistet worden ist, daß sie nicht mehr für die enge Darstellung im Hause eines Bürgers oder auf der Zunftstube berechnet, sondern draußen in der Mitte des öffentlichen Lebens gegeben worden sind. Noch weiter aber schreiten die Spiele Gengenbachs dadurch vorwärts, daß sie in der unverkennbaren Absicht geschrieben sind, mit der Schilderung von Zuständen der Gegenwart

moralisch, ja sogar politisch bildend zu wirken. Wohl werden sie noch zur Fastnacht, zur Zeit der Narrheit und der erbsten Belustigungen aufgeführt, aber sie sind doch alle durchaus ernst und geben ihrem Dichter das Zeugniß eines Mannes, der, wiwohl kaum ein Gelehrter wie Sebastian Brant, es besser als dieser verstand, das Volk zu fesseln und auf einfacherem Wege die Lehren des Guten zu verkündigen. Gengenbachs Stücke fallen in die Jahre 1515 bis 1519. Das eine handelt von den „X Altern dyßer welt“ und ist etwa um 1515 „von etlichen ersamen und geschickten Burgeren eir loblichen stat Basel uff der herren fastnacht“ gespielt worden. Es dramatisirt die bekannten Verse: „X jor ein Kind,“ „XX jor ein Jüngling,“ „XXX jor ein man,“ „XL jor still stan,“ „L jor wolgethon,“ „LX jor abgon,“ „LXX jor die seel bewar,“ „LXXX jor der welt narr,“ „XC jor der kinder spot,“ „C jor gnod dir got.“ Alle zehn Alter schreiten an einem frommen Einsiedel vorüber, der Jeden zu besserem Wandel ermahnt. Sie haben es alle nöthig, denn

„All uppigkait thüt jeß uff stohn,  
„Sicht man him kind bis an den alten,  
Wie sich ein jeder jetzt thüt halten.“

Siebzig Zeilen geht es in diesem Tone;  
„Leider es niemandt zu herzen gott;“

denn schon das Kind sagt ihm:

„Wie soll ich mich anders erzaigen;  
„Nach miner art thün ich mich naigen:  
„Vatter und müter schlach ich nach,  
Zu aller bosheit ist mir gach.“

Auch der Jüngling thut nichts Gutes:

„Die tugend die ich leer und kan,  
„Ich dir gar bald erzellet han:  
„Spilen, prassen, frolich sin  
„Und sitzen tag und nacht bim win,  
„Vatter und müter bößlich das ir verzeren,  
Das sind die tugend, die ich leren.“

Diese, wie alle folgenden Alter warnt der Einsiedel und droht zuletzt gewaltig mit dem jüngsten Tage, wenn man ihm nicht Folge leiste; aber alle Alter, alle Stände, auch der geistliche, verharren bei ihrem bösen Treiben. Zum Schluß wird vom Dichter angegeben, daß er nach schon vorhandenem Gute gearbeitet habe. Gengenbachs Stück

scheint überall Anklang gefunden zu haben, denn es sind dreizehn Nachdrücke der „X Alter“ bis zum Schlusse des XVII. Jahrhunderts bekannt,<sup>10</sup> ein Beweis, daß der Basler Drucker in seinen Schriften über viele seiner Zeitgenossen herausragte, ja daß man ihn vielleicht gar für einen großen Dichter hielt. Dies ist er nun keineswegs, denn seine Figuren sind steif und eckig; sie stehen in diesem Stücke um den Einfiedel herum, wie wenn sie zu den grob gearbeiteten Holzschnitten gehörten, die aus jener Zeit bekannt sind. Auch noch Gengenbachs im Jahre 1517 aufgeführter „Nollhart“ weist eine im Mittelpunkte stehende Person auf, eben den Nollhart, d. h. einen Vollharden, einen von der Welt in beschauliche Zurückgezogenheit getretenen Laien. Um diesen gruppiren sich die verschiedenen Stände der Welt. Der Papst, der Kaiser, der König von Frankreich, der Bischof von Mainz, der Pfalzgraf, der Benediger, der Türke, der Eidgenosse, der Landsknecht Bruder Veit, „der so vyl witwen weisen macht“, und zuletzt der Jude fragen nach der Zukunft und erhalten als Bescheid Weissagungen, welche schon im Jahre 1488 als die „Prophezeihungen Sancti Medardi und Nollharti“ erschienen waren.<sup>11</sup> Theils giebt diese Antworten der Bruder Nollhart selbst, theils läßt er sie von seinen Gewährsleuten, von Brigitta, der Tochter eines Schwedenkönigs, von der cumäischen Sybille und von Bischof Methodius ertheilen. Niemand außer dem Kaiser ist mit seiner Antwort zufrieden:

„aller gwalt uff erden wirt abgon,  
allein das Römisch reich bleibt ston,“

sagt Brigitta dem Kaiser, der, wie alle andern, mit der Weisheit der Propheten und der Offenbarung Johannis getröstet wird. Das Ganze ist etwas trocken, und das Einzige, was etwa erfreut, ist der sonst in der Zeit wenig vorhandene, namentlich in Fastnachtspielen nie auftretende Ernst der Gesinnung, welcher der Grundzug aller Gengenbach'schen Werke ist. Das eigentlichste Fastnachtspiel dieses Dichters ist nun aber die „Gauchmatt“, welche im Jahre 1516 von den Basler Bürgern gespielt worden ist. In diesem Gedichte wird namentlich der Ehebruch scharf getadelt, und das Ganze ist gegen eine Schrift gerichtet, welche die Unfeinschheit für sündlos erklärt hatte. In Gengenbachs Stück, um dessen Verfassung der Dichter angegangen worden war, tritt zuerst Venus auf mit Scepter und Reichsapfel, dann Cupido mit Pfeil und Bogen; ein Hofmeister stellt den schon seit früherer Zeit im Fastnachtspiel gebräuch-

lichen Herold dar. Ein Narr und zwei Damen von zweifelhafter Tugend, Circis und Palästra, vervollständigen den Hoffstaat der Liebesgöttin. Diese röhmt sich, wie sie die ganze Welt inne habe und läßt verkünden, daß sie auch in Basel eine Gauchmatt halten, d. h. eine Wiese bezeichnen wolle, auf der sich alle Arten von Gäuchen,<sup>12</sup> d. h. Weibernarren versammeln sollen. Jung und Alt, Reich und Arm, Krümm und Lahm, Kropficht und Ungeftalt, Herren und wüste Bauern werden geladen, ja auch was den Kohlenberg bewohne, das Bettler- und Landstreichervolk, und Cupido verspricht, die Gäuche so zu treffen, daß sie Vernunft und Witz verlieren sollen. Nach einander treten nun auf ein schöner Jüngling, ein Chemann, ein Krieger, ein Gelehrter, ein alter Gauch und ein Bauer, denen allen der thorhütende Narr Weisheit predigt. Aber Alle sind unverbesserlich, werden darum zum Narren gehalten, ihres Gutes, selbst ihrer Kleider beraubt, mit der Gauchs- d. h. Kukufsfeder geschmückt und mit Schimpf entlassen. Eine Brügelei zwischen Bauer und Bäuerin schließt draftisch wirkend ab. Der Hofmeister bemerkt noch, daß Frau Venus der Ansicht sei, in Basel sei man nicht wider sie; sie wolle deshalb eine Zeitlang ihr Wesen in der lustigen Stadt treiben, sie habe darum da Wohnung genommen:

„Zu Basel in der Malenz gaffen  
„Do hat sich frau Venus nider glassen  
„Mit iren töchtern jung und alt.  
„Drumb wer jemanz der ir begert,  
„Der wirt gar früntlich von in gwärt:  
„Jung, alt, münch und pfaffen,  
„Was gern godt uff der gouchmat gaffen.“

Doch ermahnd schließt er dann seine Rede:

„Wer jemandts, den es wurd verdriessen,  
„Der laß vom eebrych, ist mein rot;  
„Lig nit dinn, wie ein su im fot,  
„Wie wol es jez ist ganz gemein:  
„Es thünz die leien nit allein,  
„Sunder auch die geistlichen in den orden  
„Sind also unverschampft jez worden.“

Wir sehen da, es stand in Basel nicht besser als anderswo, und die Lokalsatire Gengenbachs mag wohl berechtigt gewesen sein; man sieht ihr übrigens, so grob sie hier manchmal auftritt, an, daß sie aus einer Seele kam, welche die Nothwendigkeit einer Besserung aller Zu-

stände, namentlich auch der Kirche als dringend erkannte.<sup>13</sup> In diesen Fastnachtspielen Gengenbachs treffen wir die ersten Spuren eines Baslerischen Theaters, und in der deutschen Literatur sind sie die ersten weltlichen Dramen, die gedruckt wurden. Aber nicht nur als Dichter von Fastnachtspielen ist Gengenbach thätig gewesen, er hat auch in Form von Meistergesängen landläufige Erzählungen, dann auch Begebenheiten der zeitgenössischen Geschichte behandelt. Von einer Basler Meistersängerschule ist freilich weiter nichts bekannt als die paar Gengenbach'schen Lieder; es muß aber doch eine Sängerschule hier bestanden haben, und wie leicht kann sich eine solche an den schon halb bürgerlichen Sänger Konrad von Würzburg<sup>14</sup> angeschlossen haben, der in Basel lebte und starb. Überall hat ja der Meistergesang seinen Ausgang von den letzten Vertretern des ritterlichen Minnesanges genommen, und wahrlich, Konrad von Würzburg wäre nicht der Schlechteste einer gewesen. Das eine Meisterlied Gengenbachs schildert uns aus einer Zeit, da der Verfasser noch guter Katholik war, die Verspottung eines Marienbildes durch fünf schändliche Juden im Hennegau; der Hauptthäter, der das Marienbild durchstochen haben soll, so daß es blutete, wird gefoltert und erbietet sich zum Gottesurtheil mit einem Schmied, der ihn überwindet. Der Jude wird zwischen zwei Hunden an den Füßen aufgehängt. Grimmiger Judenhass ist der Grundton dieses Gedichtes. Im zweiten Lied wird ein im Mai 1517 zu Berlin verübtes Schelmenstück von drei Gesellen erzählt, die sich in Tod, Teufel und Engel verkleideten und die als Betrüger am Galgen endeten. In mehr volksmäßigen Liedern stellte Gengenbach historische Ereignisse dar, so den Krieg zwischen Frankreich und Venedig und die Schlacht von Agnadello am 14. Mai 1509. Ob auch die bei Gengenbach gedruckten Lieder von der Schlacht bei Terouenne zwischen Max I. und den Franzosen am 22. Aug. 1513 und auf die Schlacht von Novara vom 24. Juni 1513 von ihm verfaßt sind, ist nicht sicher. Jedenfalls aber röhrt von ihm her „der alte Eidgenoß“, die Mahnung eines alten Schweizers an einen Jungen, zur Einfachheit der Väter zurückzukehren und sich nicht in die Streitigkeiten der Fürsten einzulassen, Rathschläge, welche der junge jedoch verachtet. Das Gedicht ist, wie Bartsch glaubt, „jedenfalls mit durch die Schlacht von Novara veranlaßt worden, in welcher fünfzehnhundert Schweizer im Dienste von Max Sforza gefallen waren“.<sup>15</sup> Gengenbachs Ge-

dicht „der welsch Fluß“ bezieht sich sodann auf die italienischen Zustände und ist in die Form eines Kartenspieles gekleidet:

„Flüßliß heiß ich ein nüwes spil,  
Darin brucht man der untrew vyl.“

Die im französisch-italienischen Kriege Beteiligten treten darin wie Kartenspieler auf: jeder giebt oder nimmt seine Karte mit einem epigrammatischen Spruche. In Prosa veröffentlichte er den „Bundschuh“, die Geschichte eines Bauernaufstandes im Breisgau unter Fost Fritz und Jakob Huser. Der Schilderung schickt er ein Gedicht voran, in welchem unter Anführung zahlreicher biblischer Beispiele zum Gehorsam gegen Obrigkeit, Adel und Priesterschaft ermahnt wird. Im „liber vagatorum“, seinem kulturhistorisch interessantesten Werke, führt uns Gengenbach das Volk in seinen niedrigsten Schichten vor. Er hat die Bettler des Kohlenberges in ihrem trügerischen Treiben beobachtet und lässt sie erzählen, wie sie unter dem Schein der Armut die guten Leute aussaugen. Dem Büchlein hat er ein Glossar der Wörter mitgegeben, welche er in dem Stück in der Gaunersprache, dem sogenannten Rothwelsch anführt. Dieses Wörterbüchlein „ist die Grundlage der rothwelschen Literatur geworden, der selbst Luther seine Aufmerksamkeit zuwandte“ (Goedele). Auch um Erneuerungen und Ausarbeitungen älterer Gedichte hat er die Literatur bereichert: sein „Rebhänslin“ ist eine Sammlung von alten Weinsegen und Weingrüßen, und ganz glücklich hat er die Legende des Kunz Ristener von den zwei Jakobsbrüdern behandelt, eine anmutige Geschichte von zwei Freunden, die gen Compostell fahren und die deshalb die Jakobsbrüder heißen. Der eine, ein Graf aus Bayern, stirbt vor der Ankunft am Gnadenorte. Der andere aber, ein Schwabe aus Heigerloh, nimmt die Leiche des Gefährten mit zum heiligen Jakob, und dieser belohnt die Freundestreue durch Erweckung des Todten. Die Treue ihrer Freundschaft wird darauf nochmals hart geprüft: der Schwabe wird vom Aussatz befallen und kann nur durch das Blut des Kindes des Bayern von der schrecklichen Krankheit geheilt werden. Der letztere bringt das Opfer, und der Kranke wird heil. Zum zweiten Mal lohnt nun St.ago die Freundschaft, indem er das Kind dem Leben zurückgibt. Der Graf gründet darauf ein Kloster Gnadau.<sup>16</sup>

Gengenbach selbst noch leitet zu dem Ereigniß über, welches, wie überall, so auch in Basel, einen mächtigen Umschwung in das bürger-

liche wie in das geistige Leben gebracht hat, zur Reformation. Er selbst ist, wie schon bemerkt wurde, bald ein eifriger Anhänger der Neuerungen geworden. Von 1522 ab verlassen seine Presse nur noch Schriften, die im Dienste der Reformation stehen. Den Aberglauben verspottete er in der „Practica“, und in der wahrscheinlich von ihm verfaßten „Novella“, der „grausamen history von einem Pfarrer und einem Geist und dem Murner“ tritt er als Satiriker gegen Murner auf, der die Reformation zu beschwören kommt, zuletzt aber von ihrem Geiste verschlungen wird. Eine ganz bedeutende Schrift Gengenbachs ist dann die dialogische Satire gegen die „Todtenfresser“, d. h. gegen die Geistlichen, welche auf Kosten der armen Seelen und der Erben der Verstorbenen es sich aus dem Gelde wohl sein lassen, welches für die Todtenmessen gezahlt worden ist. Gengenbachs Stück deckt sich im Titel und theilweise auch inhaltlich mit dem des Berners Niklaus Manuel, dem jedenfalls die Arbeit des Baslers vorgelegen hat.<sup>17</sup> Als „Pfaffenpiegel“ gab Gengenbach zum Beweise, daß Luther keine neue Ketzerei angefangen habe, den Brief des Hieronymus an den Nepotianus heraus. Es folgte ein „Laienspiegel“ und eine Predigt „der evangelische Bürger“. Seine prosaischen Schriften schließt das Büchlein „Von drei Christen“ ab, in welchem der römische, der böhmische und der türkische Christ die Vorzüge ihres Glaubens gegen einander anführen.

Pamphilus Gengenbach steht nun mitten unter einer Gruppe von Männern, welche — nicht mit eigenen Geisteswerken — aber in anderer Beziehung noch viel mehr als Gengenbach, von Basel aus zur Verbreitung und Förderung der deutschen Literatur beigetragen haben. Ich meine die Buchdrucker. Wem sollte es unbekannt sein, daß Basel mit der aufstrebenden Reformation einer der Hauptdruckorte geworden ist, in dessen Geschichte die Namen Amerbach, Apiarius, Bebel, Cratander, Curio, Froben, Turter, Krüffer, Petri, Wolff u. a. in unvergänglichem Glanze strahlen. Mehrere von ihnen haben nur oder meistens nur lateinisch gedruckt, andere aber haben für die Verbreitung aller Gattungen deutschen Schrifthums emsigen Eifer entfaltet.

Durch diese letzteren ist Basel zu einem Mittelpunkt geworden, von welchem aus namentlich das Volkslied verbreitet worden ist. Selten nennt sich für dieses ein Verfasser, und das Verdienst, diese Lieder unter das Volk gebracht zu haben, gebührt darum denen, die

sie auf fliegende Blätter druckten, oft mit Noten oder der Angabe der Weise versahen, so daß das Volk bei seinen Festen, bei seiner Freude, oder auch in seiner Trauer sich daran erbauen konnte. Verschiedenartig ist der Inhalt dieser Lieder. Schlichte Sänger reden in einfachen, aber oft tief zum Herzen dringenden Tönen von Natur und Liebe, oder schildern die Freuden eines Berufes: Der Jäger, der Reiter, der Landsknecht, ja der Schreiber singt sein Lied, Trunk und Tanz werden mit Gesang verschönert. Wichtig vor allem ist auch das historische Volkslied, obschon dasselbe im XVI. Jahrhundert oft mehr Tendenzdichtung als eine objektive epische Schilderung des Geschehenen ist. Schon Gengenbachs Lieder von Terwan und von der Mawerrenschlacht gehören hieher, und Weller<sup>18</sup> verzeichnet noch eine große Anzahl anderer, welche entweder in Basel entstanden oder hier nur gedruckt, auch nachgedruckt worden sind. Aus Basel oder seiner Nähe wird wohl das bei Jakob Kündig herausgekommene „Dornec lied<sup>19</sup>“ von der Schlacht geschähen im Jar 1499 am 21 des Höwmonats“ stammen. Es hebt an: „Der uns dieß liedli macht bekannt Ein Schwyzerknab ist er genannt Er hat dick (oft) mal gesungen“. Beziehungen aus dem weiteren schweizerischen Vaterlande behandelt „Ein hüpsch Lied von Bruder Clausen von Unterwalden, wie er ein lobliche Eydgnoshaft vermant und so in trüwen gerathen hat.“ Es ist bei Samuel Apianus 1579 gedruckt worden. Auch Halbsuters Lied „von der schlacht vor Sempach im Lucernerbiet gelegen“ hat etwa um 1545 Rudolf Deck nachgedruckt. Im folgenden Jahrhundert ist es noch zweimal von Basel ausgegangen: 1618 aus der Offizin Schröters, 1664 aus derjenigen des J. J. Decker. Am meisten ist die Buchdruckerei des Samuel Apianus<sup>20</sup> für die Vervielfältigung solcher historischer Lieder thätig gewesen. Bei ihm erschien z. B. 1582 „Das Bündter Lied. Ein hüpsch alt Lied von der Schlacht der dryen Grauwen Bündten.“ Dass Apianus dieses Lied im Jahr 1585 noch zweimal gedruckt hat, ist ein Beweis dafür, welch großen Absatz die von Basel auf fliegenden Blättern ausgehenden historischen Lieder müssen gehabt haben, und dies wiederum zeigt uns, wie sehr im Volke das Bewußtsein seiner Kraft und seiner durch die Väter errungenen Würde lebendig war. Oft wird am Titel solcher Lieder auch angezeigt, nach welcher Melodie, in welchem „Tone“ sie gesungen werden müssen; so druckt z. B. 1531 Lux Schouber „Eyn neuw lied von dem Christenlichen ritter Huldrychen Zwinglin. Sings

uf Benzenowers wyß.“ Andere Lieder fassen mehr chronikartig zusammen, so der „schöne spruch, so sich einer Chronika verglycht von mancherlei kriegen schlachten rc.“, welchen 1537 Lux Schouber gedruckt hat. Nicht eine historisch bedeutende Thatsache, aber eine Begebenheit aus der Nachbarschaft Basels erzählt „Ein schön new kläglich Lied von einer exschrockenlichen Mumerey So beschehen ist dieses 1570 Jars auf dem Schloß Walderberg an der Fasnacht, zu welcher zeit drei graffen umb jr leben kommen sind Im Thon Kompt her zu mir spricht Gottes Son.“ Seine zweite Vaterstadt Basel selbst besingt dann der aus Blauen gebürtige Drucker Frölich in seinem „Lobspruch an die Hochloblich und weitberümpte Statt Basel. Hineben werden auch die Reumen so am Todtentanz bey jedem Stande verzeichnet, eingedrucket durch Huldr. Frölich in Deutsche Rhythmos gestellet 1588.“ Aber nicht nur behandeln diese Lieder Stoffe aus der älteren oder der zeitgenössischen Schweizer- oder Volksgeschichte, besingen nicht nur Schlachten oder den Ursprung der Eidgenossenschaft oder den Wilhelm Tell; sie berichten auch Ereignisse aus weiter Ferne, mischen sich in französische und deutsche Politik. So weiß z. B. ein namenloser Dichter „Ein hüpsch new Lied von den Geistlichen und Deutschen Fürsten und dem neuen Bundt. Zu singen in Jörg Schillers thon“ und gedruckt zu Basel „an der Wyssenbrücke“. Bei S. Apiani erschien „Ein hüpsch new Lied von Eroberung der Stadt Sanct Severin us was Ursach sie Herzog Casimirus Pfalzgraf by Rhyn belagert und eingenommen hat; in der Wyß wie das Bemunder lied.“ Solche Schilderungen von Thatsachen, die nicht im eigenen Lande geschehen sind, haben dann mit dem eigentlichen Volksleben wenig mehr zu thun; sie befriedigen einfach die zu allen Zeiten rege Wissensfreude, um nicht zu sagen — Neugier des Volkes. Sie gehören deshalb weniger zu den historischen Liedern als zu den sog. Zeitungen. Die hier citirten tragen diesen Namen zwar noch nicht, aber sie bringen doch vieles von dem, was wir heute in den Tagesblättern lesen. So druckt S. Apiani im Jahre 1573 ein „wahrhaftiges Newes Klaglied von einer Jungfrau mit namen Dorothea wie sie umb der Augsburger Konfession oder bekentnuß Christenlichen Glaubens jämmerlich und erbärmlich mit dem schwerdt hingericht ist worden. In der weiß Steh ich allhie verborgen rc.“ Andere solcher Blätter nennen sich dann geradezu „Neue Zeitung“, und auch aus Basels Druckereien sind viele derselben im

Lauſe des XVI. Jahrhunderts ausgegangen; ſo etwa „Zwo Neue Zeitungen Erſtlich von zwey Bergknappen wie ſie von den Türkēn gefangen Zm Thon. In dich hab ich gehoffet Herr. Die ander von einem Jüngling welcher ſeinen Vater erſchlagen Zm Thon Hilff Gott daß mirs gelinge“ (1593); oder es druckt z. B. Johann Schröter im Jahre 1595 eine „Warhaftige, doch Traurige, auch leydige new Zeitunge von der überauß erſchröcklichen waſzerguß, ſo ſich in Wallis mit zſamen fallung zweier Bergen in Rodan und dettelben fluß verſchwellung in diesem 1595 Jahr mit groſzem hertzeleid ſich zutragen hat... Zm thon, kommt her zu mir ſpricht Gottes Sohn... Geſchehen den 3 May Zm jar unſeres Herrn geburt 1595.“ Es iſt übrigens dieſe Art der Verbreitung von Nachrichten heute noch nicht ausgestorben. Die zu den „Morithaten“ unſerer Mefſen verkaufen Lieder ſind nur wenig zu unterscheiden von den Berichten über Unglücksfälle, Todtschläge und andere Greuelthaten, die im XVI. Jahrhundert umgingen und damals, wie oft auch heute noch, nach bekannten Weisen geſungen wurden.

Noch finden wir heute auf unſeren Mefſen neben den Mordthatenliedern Geddel, welche dem Volke die Produkte einer — wenigſtens der Form nach — ſehr volksthümlichen Lyrik vorführen. Dieſe Blätter ſind die letzten ſchwachen Nachkommen der Liederbogen, auf welchen das XVI. Jahrhundert ſeine Volkslieder verbreitete. Nur waren dieſe ſliegenden Blätter damals fast das einzige Mittel, durch welches die im Volke geſungenen Lieder festgehalten und weiterbefördert wurden; gedruckte Liederbücher waren im XVI. Jahrhundert noch ſehr ſelteu.<sup>21</sup> Inhaltlich unterscheiden ſich die Volkslieder dieser Zeit natürliche ſehr von unſerer Jahrmarktspoesie. Zwar waren im XVI. Jahrhundert die innigsten Herzenſtöne des Volksliedes ſchon etwas verklungen, aber noch finden wir manches tiefempfundene Gedicht, welches heute in „des Knaben Wunderhorn“ einen Ehrenplatz einnimmt. Auch dieſe lyrischen Volkslieder ſind in Menge von Basel ausgegangen und ein Drucker iſt es namentlich, deſſen Liederbogen in den Jahren um 1574 in alle Welt giengen: wiederum hat Samuel Apiarius einen guten Theil auch der lyrischen Volkslieder der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts gedruckt. Schon ſeine eigene Zeit würdigte ſein Verdienſt; ſchließt doch ein Gedicht von 1571:

„Ich hab nicht mögen schweigen,  
 „und machen ein Gedicht,  
 „zù singen, pfeifen, geigen,  
 „weils ist ein ware gschicht.  
 „das will ich gleich verschenken  
 „dem Apriario,  
 „das wirt er wol gedenken,  
 „er kans noch weiter renken  
 „ich glaub er werd sein fro.“

„Wirts under bressen legen,  
 „das es sol weiter gahn,  
 „wirt manchen noch bewegen,  
 „das er gott rueset an,  
 „wirt seine sünd erkennen,  
 „von denen gar stehn ab,  
 „den namen scherren nennen.  
 „tilg uns als ubels dennen  
 „ehe wir kommen zùm grab.“<sup>22</sup>

Des Apriarius Name war also bekannt unter den Dichtern. Diese selbst freilich treten nur äußerst selten aus der Anonymität heraus. Derjenige jedoch, dessen Gedicht die eben citirten Strophen schließen, nennt sich mit seinem ganzen Namen. Es ist ein Basler, Gregorius Meyer, ein Organist. Sein Gedicht ist „Ein erbermlich neuw Lied von einer armen Wittfrau und fünff kleiner Kinder, welche von hungers wegen entschlaffen sind, aus Gottes krafft ohn leibliche speiß eine zeitlang wunderbarlich erhalten worden (Holzschnitt) In der Meloden, O reicher Gott im Throne. Oder wie man das Lied von Olmitz singt. Gestellet durch Gregorium Meyer, Organisten zu Basel den 4<sup>ten</sup> Julii im 1571 Jar“. <sup>23</sup> Es ist eine rührende, des Gefühls nicht ermangelnde Geschichte, zu welcher der Verfasser selbst die Noten wird gesetzt haben. Denn daß er Melodien verfaßt hat, beweist ein nachweislich von ihm komponirtes Lied „Wo wachzt höw auf den matten, dem frag ich gar nit nach“ (Gedruckt bei S. Apriarius). Dem Liede voran stehen die Noten der Singweise mit der Ueberschrift: „Componirt durch Gregorium Meyer, Organist, mit vier stimmen.“ <sup>24</sup> Es ist ein fröhliches Weinlied in Räthsselform. Ferner sind unzweifelhaft auch von ihm gedichtet „Zwey hüpsche neuwe Lieder, das Erste, Ich sach mir eins mals ein wunder schöne Magdt u. s. w., das ander, Ein verantwortung. Das höw das thut dich stächen u. s. w. Im Thon, Wo wachzt höw uff der Matten u. s. w. Am Schluß heißt es: „Geben zu Basel am XX. Augusti im 1572 Jar, durch Gregorium Meyer Organist.“ <sup>25</sup> Aus dieser „Verantwortung“ wird es deutlich, daß gegen das Heu-Lied ein frommer Eiferer mit einem Straflied aufgetreten war. Diesem stellte dann aber der Verfasser des ersten eine kräftige und zugleich derbe Erwiderung entgegen. Also auch ein Beispiel literarischer Polemik sogar im Gebiete des Volksliedes lernen wir in Basel kennen, und Gregor Meyer scheint ein sehr streitbarer Mann gewesen zu sein.

Sonst, wie gesagt, nennen sich Dichter nur ganz selten: es gibt etwa einer seinen Beruf an, sagt, er sei ein Jäger, ein Reiter, ein Gassenhauer u. s. w. oder auch — was in Basel ein Ehrenstand war — ein Drucker. So schließt ein fröhliches Lied der Gesellen der läblichen Kunst der Buchdruckerei mit der Strophe:

„Und der uns diß liedlin sang,  
„Der gönt den trudern gûts,  
„Wünscht in glücklich fürgang,  
„Er ist gern gûtes müts;  
„Ist ihm etwan mislungen,  
„So komme im glück zü rath!  
„Das hat ein sezer gesungen  
Zü Basel in der statt.“

Und am Ende heißt's noch :

„Hui, Frei, fröhlich und frisch,  
Ist güt büchtruckerisch.“<sup>26</sup>

So mischt sich in die vielen Volkslieder, die von Basel ausgegangen sind, auch mancher Klang, der hier zuerst ertönt ist; ein solcher ist jedenfalls auch das Lied von der „beicht der Basellischen Müllerin“, welches Fischart in der „Praktik“ erwähnt und welches im Ambraser Liederbuch von 1582 mit den Versen beginnt: „Ein müller ist gesessen zu Basel an dem Rhein.“ Auch das Lied, dessen Anfang in des Basilius Amerbach Sammlung heißt: „Ich sach mir ein blauwen storchen“ scheint Baslerischen Ursprungs zu sein.<sup>27</sup> Neben solchen Basel selbst berührenden Liedern sind nun aber eine Meuge anderer, viele von den bekanntesten Liedern auch in Basel gedruckt worden. Ich nenne nur einige wenige, die aus der Zeit des Apiani stammen, die mir aber meist nur aus Drucken Johann Schröters bekannt sind,<sup>28</sup> der am Anfang des XVII. Jahrhunderts fast alles nachdruckte, was am Ende des XVI. aus der Werkstatt des Apiani und später seiner Erben hervorgegangen ist. So ist z. B. „Die schöne Tageweis Es wonet lieb beh liebe von einer jungen herzogin und einem Ritter“ auch hier gedruckt worden. Auf andern Bogen Basler Ursprungs stehen z. B. „Drey schöne neue außerlesene Lieder das erste Es will schöns Lieb mein herz mit Schmerz rc., das ander Mit viel Schmerz ist mir „mein herz, das dritte sich wie mich eingenommen hat, herz lieb rc. oder etwa „Bier schöne neue außerlesene Lieder, das erst, Kein Mensch auff Erden rc., das ander Ach Jungfröwlein soll ich mit euch gehn rc.“

das dritt warumb wilt du wegziehen, das vierdt So weiß ich mir drei Blümelein . . . ein jedes in seiner eigenen Melodei zu singen." Auch das berühmte Lied „von dem Edlen Edlen Lindenschmidt“ ist hier gedruckt worden, ebenso dasjenige von dem Moringer: „Zwei schöne neue Lieder das Erste von dem edlen Moringer . . . Im Thon wie man den Graffen von Rom oder den Bentzenauer singt das ander Ein kurzweilig Lied herzelein mein schäzelein in seiner eygernen Meloden.“ Dies seien nur wenige Proben aus den Verzeichnissen Baslerischer Volkslieder des XVI. Jahrhunderts. Mit den noch zahlreich vorhandenen Liederbogen des Apiarius und seines Nachdruckers Schröter ist wohl der kräftigste Beweis für die Pflege des volksmäßigen Liedes und Gesanges in Basel selbst jenes oben als das Amerbachische bezeichnete Liederbuch,<sup>29</sup> eine Handschrift der Universitätsbibliothek, die auf 117 Blättern eine Menge von Liedern sammt ihren Melodien enthält. Für die deutsche Literatur überhaupt lässt sich aus dem Vorhandensein dieses sog. „Basler Tenors“ schließen, daß der mehrstimmige weltliche Gesang nach und nach ein beliebtes Vergnügen bürgerlicher Kreise geworden ist. „So wuchsen die Volkslieder,“ sagt Scherer, „aus dem Volk heraus in die Sphäre der Bildung hinein“: das Volkslied wird zum Gesellschaftslied.

Groß ist auch die Zahl der geistlichen Lieder, welche auf denselben Wegen wie das Volkslied ihren Ausgang aus Basel genommen haben. Sie wurden meist zu zweien auf fliegende Blätter gedruckt und waren gewöhnlich nach den Weisen bekannter weltlicher Volkslieder zu singen; gehen doch heute noch viele unserer schönsten Kirchenlieder nach den Melodien von ehemals nichts weniger als religiösen Gesängen. Oft ist auch das geistliche Lied geradezu die Umdichtung eines weltlichen Tanz-, Trink- oder Liebesgesangs. Es hört sich heute schon seltsam an, wenn wir erfahren, daß das Gerhard'sche Lied „O Welt sieh hier dein Leben“ nach der Weise des bekanntesten Reiseliedes des XVI. Jahrhunderts geht: „Inspruck ich muß dich lassen“; aber eigentlich fast komisch wirkt es auf uns, wenn z. B. im Jahre 1580 S. Apiarius „Zwey schöne neue Geistliche Lieder“ drückt, „Das erst Ach wo soll ich mich kehren hin Im Thon Gar lustig ist spazieren gahn, Das ander Es ist auff Erdt kein besser Ding Im Thon Es ist auff Erdt kein schwerer leidt“; 1592 drucken S. Apiarius Erben „Zwey schöne Geistliche Lieder das erst von dem Fräulein von Samaria by Sank Jacobs Brunnen-

wasser zu schöpfen In der wyß Es wolt ein Meitlin Wasser holen. Das ander von dem cananeischen Weiblein im Thon ich weiß mir ein jungen Knaben"; und 1595 ist z. B. erschienen „Der Geystlich Joseph. Die ganze histori und geschicht ic. in der wyß Es warb ein knab nach ritterlichen Dingen". Dies nur einige Nachweise über diese reiche Poesie. Genug, daß wir durch diese geistlichen, dann auch aus den weltlichen Volksliedern wissen, daß Basel im XVI. Jahrhundert nicht nur eine durch seine Universität geistig bedeutende, sondern auch eine sehr vergnügte Stadt war, in welcher neben einem regen kirchlichen ein strebhaftes und mit den Schätzen der Dichtkunst und des Gesanges ausgestattetes Volksleben zu finden war.

Wenden wir uns jetzt zur Prosa. Da ist es vor Allem der Geist der Reformation, der in die deutsche Literatur eine Menge von Flugschriften hineinwirft, Gelegenheitserzeugnisse, Schriften für und wider, die, wie sie gekommen, so auch wieder verschwanden. Eines wurde in diesen Streitblättern besonders üblich, nämlich die dramatisch belebte Form des Gesprächs. Schon Gengenbach (?) hatte in einem seiner Reformationsbüchlein („Bon drien Christen“) dieses Mittel angewandt. Ihm folgte nach der unbekannte Verfasser der „Narragonia monachorum zu tütsch“, eines um 1523 bei Johann Bebel gedruckten Dialoges: dramatische Frische und aufrichtige Hingabe an die Sache mit der Reformation zeichnen die Schrift aus. Ein Pfarrer versucht darin mit humaner Unparteilichkeit die neue Lehre und gelangt dazu, seinen Gegner, einen Terminirer (Mönch), ganz auf seine Seite zu ziehen.<sup>30</sup> Sodann hat ein gewisser Brandmüller, ein Basler Theologe, ein Gespräch von Werken und Früchten des Glaubens und zwei lehr- und trostreiche Gespräche von „Auferstandnuß des Fleisches und ewigem Leben“ verfaßt. Im Dienste der Reformation sind ferner in unserer Stadt, meist durch Adam Petri eine Menge Luther'scher Schriften und vor Allem die Bibel selbst nachgedruckt worden. Oft haben die Drucker die Gelegenheitsschriften Luthers sprachlich verändert, und dem neuen Testamente hat Petri ein mitteldeutsch-alemannisches Wörterbüchlein angehängt, damit die Leute hier zu Lande sich ohne zu große Mühe in die neu sich bildende Schriftsprache hineinfänden.<sup>31</sup> So haben in Basel Adam Petri, dann auch andere Drucker dafür gesorgt, daß auch hier diejenige Sprache, in welcher die deutsche Literatur zuletzt allein Siegerin geblieben ist, das Neuhochdeutsche, Verbreitung in die weitesten

Kreise fand. Schon um den Reformator Basels selbst, um den Deutschen Johannes Decolampad in Wort und Schrift zu verstehen, mußten die Basler sich dazu bequemen, die mit der Literatur von außen eindringende Sprache zu erfassen. Die Drucker sind dabei ihre Lehrer gewesen. Bis aber die Schriftsprache in den Schriften der Basler selbst mächtig wurde, ist es lange gegangen: erst am Ende des Jahrhunderts hat sie über den Dialekt völlig gesiegt.<sup>32</sup>

Andere Prosa als die kirchliche ist von Basel, wenigstens was den in Deutschland wieder auftauchenden Roman und die Novellenliteratur betrifft, nicht ausgegangen. Ich weiß nur aus Wackernagels Literaturgeschichte (S. 469), daß der aus dem Italienischen übersetzte „mährchenhafte Reiseroman von den drei Königssöhnen von Serendippe“ im Jahr 1583 in Basel gedruckt worden ist.

Um so reicher aber ist, Dank seiner ausgezeichneten Gelehrten, die Geschichtsschreibung in Basel zur Blüthe gekommen. Zwar wurde diese Prosa erst nach den zwanziger Jahren des Jahrhunderts mächtig gepflegt; vorher hatte die Reformation alle geistigen Kräfte in Anspruch genommen. Als aber die Bewegung sich abklärte, als das bürgerliche wie das wissenschaftliche Leben nicht mehr von dem Wellenschlag des Meinungsstreites mit bewegt wurde, da nahm das literarische Schaffen, welches nur in Zeiten der Ruhe in die Breite wie in die Tiefe sich ausdehnen kann, einen doppelten Aufschwung: auf der einen Seite erhob sich das Drama auf eine neue Stufe der Entwicklung, auf der andern ist die Geschichtsschreibung zu Leistungen von hoher Vollendung gelangt. Beide, so wenig sie damals mit einander zu thun hatten, nehmen ihren Ursprung in der Reformation. Die Wurzeln der Geschichtsschreibung liegen in dem Bestreben einzelner Bürger, die wichtigen Vorgänge der Reformation chronikalisch aufzuzeichnen. Eine Familie hat sich da besonders hervorgethan, diejenige der Ryffen.<sup>33</sup> Fridolin Ryff<sup>34</sup> hat die Ereignisse von 1514 bis 1543, Peter Ryff<sup>35</sup> diejenigen von 1546—1585 in Form von einzelnen Notizen geschildert. Literarischen oder gar künstlerischen Werth haben diese Aufzeichnungen nicht; aber sie sind mir bedeutungsvoll als ein redendes Zeugniß für das Erwachen eines Geistes, der sich losringt aus politischen und religiösen Kämpfen, in denen er bisher allein thätig war und der nach objektiver Darstellung seiner selbst und der Verhältnisse strebt, denen er gedient hat. Aus derselben Familie Ryff lassen sich unbestreitbare

Beweise für die Weiterbildung dieses Geistes erbringen. Denn am Schlusse des Jahrhunderts hat einer der besten Bürger Basels, hat Andreas Ryff in seiner *Selbstbiographie*<sup>36</sup> von 1592 ein kaum zu übertreffendes und für die Kulturgegeschichte jener Zeit unschätzbares, wenn auch vielleicht erst in engeren Kreisen genug gewürdigtes Werk geschaffen. Daneben hat er im „*Zirkel der Eidgenossenschaft*“<sup>37</sup> von 1597, einer Geschichte der Eidgenossenschaft und Darstellung der Verfassungen des Bundes und der Orte gezeigt, daß er auch politische Dinge mit Geschick darzustellen verstand. — Eine andere Chronik ist ist diejenige eines Kartäuser Mönches,<sup>38</sup> der die schweren Zeiten seines Klosters zur Zeit der Kirchenbesserung vorführt. Auch sie ist literarisch unbedeutend, so hohen historischen Werth sie haben mag. Den ersten Versuch, aus der Lokalgeschichte zur allgemeinen sich zu erheben, machte im Jahre 1553 der 1525 geborene, 1570 zum Oberstzunftmeister gewählte und 1594 als Landvogt auf Farnsburg gestorbene Bernhard Brand mit seinem „*Vollkommenen Begriff aller lobwürdigen Geschichten und Thaten*“ u. s. w. Das Werk ist eine in harter und ungelenker Sprache geschriebene Kompilation. Ein anderer Sammler historischer Berichte ist der Basler Professor Heinrich Pantaleon<sup>39</sup>. Er wurde 1522 in Basel geboren, war Professor an der Universität und ist als solcher 1595 gestorben. Er war ein Kompilator, der oft aus trüben Quellen schöpfte; er hat aber doch an der Förderung des Geschichtsstudiums einen gewissen Anteil, denn er hat massenhaft Historiker aller Zeiten übersetzt, so auch Sleidans Geschichte Karls V. Sein Hauptwerk aber ist sein „*Heldenbuch teutscher Nation*“ (Basel 1577), in welchem er die ganze deutsche Geschichte von den Urzeiten an in Form von Biographien vorführen und so der Plutarch Deutschlands werden wollte. Den Lebensbeschreibungen gab er Bildnisse bei, welche aber, auch bei Personen des XVI. Jahrhunderts, auf Phantasie beruhen und die in den verschiedenen Auflagen gewechselt wurden. Der erste Band beginnt mit Adam, der zweite mit Karl dem Großen, der dritte mit Max I.; dieser letztere hat ihm von Max II. den Titel *poëta laureatus* eingetragen. Seine *Selbstbiographie* schließt das Buch. Selbständiger ist Pantaleon so wenig wie Brand. Der erste Begründer wirklicher Geschichtsforschung ist Christian Wurstisen, der, wie sein neuester Biograph<sup>40</sup> sagt, „einer der vielseitigsten Männer des Jahrhunderts gewesen ist.“ Wurstisen wurde geboren im Jahre

1544 und wurde in der Schule „auf Burg“ bei Thomas Platter erzogen; 1562 wurde er Magister, 1563 Pfarrer in Großhünigen, dann Helfer zu St. Theodor. 1564 wurde er zum Professor der Mathematik, später zum Professor des alten Testaments gewählt. Das Jahr 1586 trifft ihn im Staatsdienst als Stadtschreiber. Als solcher ist er 1588 gestorben. Er ist also Mathematiker und Theolog gewesen; vor allem aber war er Geschichtsschreiber, und seine „Basler Chronik“ vom Jahre 1580 ist ein Werk, welches für jene Zeit als ein Muster gewissenhaften Eifers und in mancher Beziehung auch als ein künstlerisch abgerundetes Ganzes muß angesehen werden. Neben seinem unermüdlichen Fleiße in Sammlung und Sichtung der Quellen ist namentlich Wurstisens Unparteilichkeit in religiösen Dingen zu bewundern, die „man bei wenigen neuern Historikern finden mag, die man aber bei einem Theologen des XVI. Jahrhunderts gar nicht suchen wird.“ In seiner Darstellung ist er zwar noch oft chronikalhaft, abgerissen, aber doch finden sich auch schon genug Stellen, in denen er den Zusammenhang historischer Verhältnisse meisterhaft darstellt. Sprachlich ist sein Werk auf der höchsten Stufe der Vollkommenheit, die im XVI. Jahrhundert überhaupt erreicht werden konnte. Sein Styl ist äußerst lebendig, kräftig, reich an zutreffenden Bildern und markigen Ausdrücken, kurz: Wurstisen ein Erzähler von erstem Talent, und sein Werk ist eigentlich die vollendetste Frucht, welche in Basel die deutsche Literatur des XVI. Jahrhunderts gezeitigt hat.<sup>41</sup>

In Basel geschaffen worden und erschienen ist auch das halb geographische, halb geschichtliche Werk des Geb. Münster, die „Cosmographie“ von 1544, deren Verfasser zwar kein geborner Basler, aber ein Lehrer unserer Universität gewesen ist.<sup>42</sup> In seinem Werk ist ein gewaltiges Wissen, oft allerdings sehr kritiklos, aber im Allgemeinen in lesbarer, flüssiger Form verarbeitet.

Es hat dann auch der bedeutendste Prosaikter des XVI. Jahrhunderts, es hat Johann Fischart einige Zeit seines Lebens in Basel zugebracht. Er wurde 1574 zu Basel immatrikulirt und zum Doktor der Rechte promovirt. Nach Basel hat ihn, den um 1550 geborenen Straßburger oder Mainzer, jedenfalls die damalige Blüthe der hiesigen Hochschule geführt; ferner wird ihn der ausgesprochen evangelische Geist der Stadt angezogen haben. Außerdem scheinen ihm in der Nähe Basels Verwandte gewohnt zu haben. Wie lange er aber hier

gelebt hat, ist nicht zu ermitteln. Aus einer ziemlich genauen Bekanntschaft mit Basel jedoch, die namentlich aus dem „Glückhaften Schiff“ zu erweisen ist, hat Wackernagel<sup>43</sup> schließen wollen, daß Fischart seine Hauptwerke in Basel verfaßt habe. Bestimmtes läßt sich aber darüber nicht sagen, und die Thatsache, daß Fischarts Werke nicht in Basel gedruckt worden sind, wird wohl immer der Vermuthung des Gelehrten hindernd gegenüberstehen. Lokalkenntniß kann sich Fischart auch in kurzer Studienzeit hier angeeignet haben, und die Sitten und Gebräuche, die Wackernagel in Fischarts Werken als baslerisch bezeichnet, sind oft ebenso gut in Straßburg wie in Basel zu Hause. Im Verkehr mit Gelehrten wird das offene Auge des Dichters Manches gesehen, sein scharfes Ohr Vieles gehört haben. Dazu wird seine Satire, sein Humor, die er später in seine meist lehrhafte Prosa gießt, schon hier entwickelt gewesen sein; vielleicht hat er auch hier schon einigen Stoff zu späteren Werken gefunden; aber wie gesagt, Bestimmtes über seine Thätigkeit in Basel läßt sich nicht behaupten.

Einen ganz geringen Anspruch darf Basel auch auf den Besitz eines andern Mannes machen, der für die deutsche Literatur von höchster Bedeutung ist. Sebastian Frank, ein um 1500 geborener Schwabe aus Donauwörth,<sup>44</sup> ist nach einem ungemein bewegten Leben am 10. Juli 1539 mit Weib und Kindern nach Basel gekommen. Er vergesellschaftete sich mit dem Buchdrucker Nik. Brylinger, der aber im Jahre 1543 wieder allein druckte.. Frank ist in Basel im Jahre 1542 gestorben. Hier hat er jedenfalls noch an seinen „Sprichwörtern“ gesammelt, die 1541 als „schöne weise herrliche Clugreden und Hoffsprüch“ in Frankfurt herausgekommen sind. Auch einige andere seiner letzten Schriften mag er von hier aus erlassen haben. So antwortet er um 1539 seinen Verfolgern und „falschen Brüdern“ in seinem „verschloßenen Buch“ mit einer milden und frommen Apologie seiner Werke und durch eine „schriftgemäße Auslegung des Psalm 74“ den falschen Zeugen und Chrabtschneidern. Den Hofpredigern, die jeden Krieg der Fürsten „heiligen“, wies er in seinem „Kriegbüchlein des Friedens — wider den Krieg“ unter dem Pseudonym Friedrich Wernstreit im Jahre 1539 nach, wie der Krieg nicht in das Reich Christi gehöre und als ein „teuflisch, viehisch, unmenschlich Ding Land und Leute verderbe, während durch den Frieden Liebe, Einigkeit, Seele, Leib, Ehre und Gut gefördert werde.“ Diese paar Schriften mögen

den edlen Charakter des Verfolgten zeigen. Sie sind für mich aber weniger wichtig als die Thatache, daß Basel der Literatur dadurch einen großen Dienst erwiesen hat, daß es dem unparteiischen Kämpfer für die Wahrheit, dem „tief blickenden, streitbar scharfen Geiste“ eine Freistatt gewährt hat, in der er nach bitteren Verfolgungen Ruhe hat finden können. Und daß sich Frank gerade hierher zum Ausleben zurückgezogen hat, ist ein Beweis einmal für die Toleranz der Basler Gelehrten, dann aber auch für das Ansehen, welches unsere Stadt als ein geistesreger Ort weit in Deutschland herum muß besessen haben.

Unserer Universität gehört mit einer großen Zahl seiner Werke auch der Theosoph Philipp Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim an, ein Schweizer aus der Nähe von Einsiedeln, welcher in Basel zuerst unter allen akademischen Lehrern öffentlich auf deutsch vorgetragen hat.<sup>45</sup> In seinen Werken herrscht eine phantastische Naturphilosophie, „es regt sich in ihm,“ wie Wackernagel sagt, „abenteuerlich die Ahnung von göttlichen Geheimnissen in der Natur.“

Aus der Region der Gelehrten ist von Basel aus die deutsche Literatur auch um die zwei werthvollen Autobiographien des Thomas und des Felix Platter bereichert worden, welche bunte Bilder des damaligen Lebens, namentlich aus dem gelehrten Bürgerthum, vor uns entrollen. Die erste, die eigentlich allein noch in das XVI. Jahrhundert gehört, schildert uns, wie Thomas Platter als ein armer Hirtenknabe aus Wallis auszog, als fahrender Schüler durch Deutschland wanderte und sich unter unsäglichen Mühen die Bildung seiner Zeit errang. Er hat sich endlich in Basel niedergelassen und ist dort Handwerker, besonders Buchdrucker, namentlich aber Schulmeister gewesen. Näher auf den Inhalt einzugehen, dürfte hier überflüssig sein, denn Jeder, namentlich jeder Basler, soll diese Schrift aus eigener Lektüre kennen.<sup>46</sup> Ich möchte nur sagen, daß mir aus des Thomas Werk vom Jahre 1572 das Bild eines Menschen entgegentreten ist, welcher nie zu rechter Ruhe gekommen ist, dem Kraft und Ausdauer hie und da gemangelt haben, der aber mit seiner tiefen Seele, mit seiner Treuherzigkeit und Wärme einem Jeden auf's Engste nahetreten muß. Eine glücklichere Natur als Thomas ist sein Sohn Felix Platter; seine im Jahre 1612 niedergeschriebene Selbstbiographie zeigt darum keine so düstern Bilder wie diejenige des Vaters; auch aus ihr spricht

ein warmes Herz; etwas Eitelkeit haftet ihm an: aus seiner Schilderung muß man merken, daß er viel auf sich hält und daß es ein begehrter Mann ist, der zum Leser redet. Felix Blatter hat eine gute Erziehung genommen und ist nach eifrigem Studium, welches ihn für eine Zeit lang nach Montpellier führte, ein Arzt von ungewöhnlichem Rufe geworden. Als solcher hat er seiner Vaterstadt in schweren Pestzeiten große Dienste geleistet, und als Gelehrter war er eine Zierde der Universität. Für die Kulturgeschichte des XVI. Jahrhunderts sind diese Biographien von höchstem Werthe. Dasselbe ist schon gesagt worden von der Selbstbiographie des Andreas Ryff,<sup>47</sup> der mit noch viel gewandterer Feder als die Blatter das Leben eines Kaufmannes beschreibt. Es ist eine liebliche Schilderung, in der man, wenn man Stoffe zu Novellen suchen wollte, aus dem Bollen schöpfen könnte.

Nochmals muß ich nun auf die Reformation zurückkommen, um mitzutheilen, daß, von ihr angeregt, auch das eigentliche Kirchenlied in Basel neuen Aufschwung nahm.<sup>48</sup> Der Kirchengesang ist in Basels Kirche schon von Decolampad eingeführt und von seinen Nachfolgern weiter gepflegt worden. Zuerst vermittelten Bücher aus Straßburg deutsche Psalmen nach Basel. Sofort aber drückte auch Adam Petri den zehnten Psalm, „gepredigt im fünff und zwentigsten jor durch Ioan. Ecolampadium Predicant by sant Martin zu Basel Mit samt der Aufzlegung, in Gangzweyß begriffen.“ Mit diesem Werk ist Basel die erste Schweizerstadt gewesen, in deren Kirchen protestantischer Gesang ertönte. Später, im Jahre 1581, drückte S. Apianus Psalmen Davids, Geistliche Gesänge, „wie die in der Gemein Gottes fürnemlich geübt und gesungen werden.“ Dann wurden Psalmen nach französischen Weisen gesungen. Schon frühe sind aber in Basel auch eigentliche Kirchenlieder gedichtet worden, und zwar von Johann Kolroß.<sup>49</sup> Über das Leben dieses Dichters ist so gut wie nichts bekannt. Man weiß nur, daß er in Basel „deutscher Lehrmeister zu Barfüßern“ gewesen ist. Erst im Jahre 1703 taucht dann in Georg Goëzius „Lieder betrachtung“ die Nachricht auf, daß Kolroß als „ein christlicher Lehrer und Pfarrer unserer Kirche“ im Jahre 1588 gestorben sei. Dieser Bericht ist aber nie verifiziert worden. Als Schulmeister hat Kolroß — vermutlich schon im Jahre 1529 — ein „Enchiridion“ herausgegeben, ein Handbüchlein der Orthographie, eine Anleitung zum Lesen und Schreiben, ein Lehrbuch, welches namentlich dem Ver-

ständniß der Bibelleser nachhelfen will.<sup>50</sup> Es ist sehr populär geschrieben, beweist aber doch an vielen Stellen, daß sein Verfasser ein feiner Beobachter der Sprache war. — Von den Liedern nun, die Kolroß verfaßt hat, ist eines durch alle Gesangbücher des Jahrhunderts gegangen, es ist sein alle Gedanken der Reformation umfassendes mildes, liebliches Morgenlied, von dem ich aus einem Nürnberger Druck von 1535 Anfang und Ende hier mittheilen will:

„Ich dank dir lieber Herre,	„Dehn ist alleyn die ehre,
„Das du mich hast bewart	„Dehn ist allein der rhum,
„In dieser nacht gefere,	„Die rach dir niemand were,
„Darinn ich lag so hart,	„Dein segen zu uns kum;
„Mit finsternis umbfangen,	„Das wir in frid entschlaffen,
„Darzu in großer not,	„mit gnaden zu uns eyl.
„Daraus ich bin entgangen	„Gib uns des glaubens waffen
Hallsst du mir, Herre Gott.“	fürs teuffels listig pseyl.“

Dieses „schön geystlich new Liede, zu singen So man zu morgens aufgestanden ist“, ist auch als fliegendes Blatt von Basel aus durch's Land gegangen. Zu singen war es nach der Weise des vielbekannten Volksliedes „Entlaubet ist der Walde.“ —

Der Name Kolroß<sup>51</sup> führt uns nun endlich zum Drama hinüber.

Nachdem die Zeit der Reformationswirren sich abgeklärt hatte, die Geister nicht mehr einzige und allein im Dienste des Glaubensstreites standen, erscheint in der deutschen Literatur das Drama wieder, erneuert, namentlich technisch verbessert. Noch allerdings ist als seine Grundlage die Form des Fastnachtspiels deutlich erkennbar; aber die Dichter, welche jetzt Dramen zu schreiben beginnen, sind bei den Alten in die Lehre gegangen: die Stücke zerfallen in Theile, welche Akten entsprechen können, und es wird das Streben deutlich, in solcher Eintheilung eine abgeschlossene Handlung vorzuführen. Das ist ein großer Fortschritt gegenüber den früheren Fastnachtspielen, welche ohne irgend welche Schädigung des Gesamteindrückes hätten gekürzt oder verlängert werden können. Auch die äußere Bezeichnung der Stücke, die jetzt geschrieben werden, erinnert an alte Muster. Schon Gengenbach hatte sein Gedicht von den „Zehn Altern“, indem er eine Verdeutschung des Wortes „Drama“ versuchte, ein „Thatspiel“ genannt, jetzt aber wird etwa ein Werk als „Tragödie“ oder „Comödie“, wohl auch als „Tragicomödie“ bezeichnet. Der gebräuchlichste Name blieb aber gleichwohl „Spiel“. Nur wurde dasselbe nicht mehr einzige zur

Fastnacht aufgeführt, wurde auch nicht mehr von nur wenigen Bürgern gegeben, sondern es wurde nach und nach zu einer Sache des ganzen Volkes, von dem manchmal Hunderte wenigstens als stumme Personen mitthatten. So umfassend nun aber die Veranstaltungen waren, die Stoffe beschränkten sich meist auf biblische Geschichten oder waren doch religiöse Lehre, die etwa mit Anklängen an den Todtentanz dargestellt wurde. Und dabei drückte sich immer wieder die Hauptrichtung der Zeit so aus, daß mit Vorliebe Didaxis und Satire in die Stücke gelegt wurden; man versah auch die geschichtlichen, der heiligen Historie entnommenen Stoffe mit oder ohne Anlaß mit satirischen und lehrhaften Anspielungen. Was die Verfasser solcher Dramen betrifft, so waren es meist durch ihre Lebensstellung besonders zu solchen Dingen geschickte Leute, Männer, welche einestheils mit der gelehrten Bildung zusammenhingen, andrestheils aber den Wunsch hegten mußten, direkt auf die Masse des Volkes belehrend und erbauend zu wirken. Unter Schulmeistern und Pfarrern finden wir daher die Dichter dieser Zeit, und neben sie traten hie und da einfache Bürger, Kinder des Volkes.

Es ist namentlich die Schweiz, welche in der Menge und wohl auch in der Güte der Produktion solcher Dramen allen Ländern voransteht. Hier haben Gelehrte und Ungelehrte die unvergleichlich weniger als anderswo in deutschen Landen gehemmte öffentliche Redefreiheit benutzt, um das alte Fastnachtsspiel zum Volksdrama und dieses wiedernm hie und da zu fast vollendet Kunstdform zu führen. Basel nun steht mit den Dramen, die in seinen Mauern aufgeführt worden, quantitativ und qualitativ als einer der ersten Orte der Eidgenossenschaft da, und alle Stände seiner Bürgerschaft haben sich um die Dramatik verdient gemacht; Schüler haben „auf der Mucken“, Studenten in der Augustinerkirche, die ganze Bürgerschaft unter freiem Himmel auf dem Fischmarkt oder auf dem Kornmarkt die schöne Kunst gepflegt.

Eine Darstellung der Entwicklung des Dramas in Basel muß sich immer wieder an Pamphilus Gengenbach anschließen. Schon dieser gehörte der neuen Richtung insoweit an, daß seine Fastnachtsspiele nicht einzig mehr grobsatirische Schilderungen der Zeit und ihrer Menschen waren, sondern daß ein tieferer sittlicher Ernst ihnen innenwohnt. Der Form nach allerdings ist er nichts weniger als

modern, und auch in der Charakterzeichnung steht er weit hinter dem neu Erstehenden zurück. „Seine Gestalten gleichen noch,” sagt L. A. Burckhardt,<sup>52</sup> „jenen Figuren auf alten Bildern, denen beschriebene Zeddel aus dem Munde hängen, ohne daß ihre Mienen und Geberden den Sinn der Worte bezeichnen.“ Gengenbachs Menschen charakterisiren sich nur durch ihre eigenen Reden. Auch jetzt noch — im neuen Drama des XVI. Jahrhunderts — reden die Leute noch sehr viel über sich selbst, aber die Gedichte werden doch immer mehr dialogisch, und immer mehr läßt sich aus den Thaten der Charakter erkennen. — Die Darsteller dieser Charaktere waren auch jetzt noch immer Dilettanten, und es wurden auch die Frauenrollen von Männern gespielt. Der Dilettantismus that übrigens diesen Dramen gar keinen Abbruch; im Gegentheil war das Interesse am Schauspiel nur um so größer, wenn die Zuschauer unter den Mitwirkenden manchen ihrer Bekannten wußten.

In der neu gewonnenen Form, d. h. in Anlehnung an antike Muster, hat in Basel zuerst Johann Kolroß, der Kirchenlieddichter, Lehren des Glaubens und der Sitte in einem Drama vorgetragen. Sein Werk ist „Ein schön spil von fünfferley betrachtnüssen den menschen zur Büß reitzende, durch Joannem Kolroffen uß der heyligen geschrift gezogen“. Es wurde „uff den ersten Sontag nach Ostern im 1532 jar öffentlich zu Basel gehalten“. Der Stoff ist seltsamerweise nicht der biblischen Geschichte entnommen, sondern frei erfunden. Sich anlehnend an die Motive des Todtentanzes, will der Dichter die ganze biblische Lehre von der Erlösung des sündigen Menschen anschaulich darlegen.<sup>53</sup> Ein schöner Jüngling, auf das Allerhübscheste nach der Welt gekleidet, theilt seinen Gesellen den gottlosen Wunsch mit, er wolle am Osterfeste, weil ja Christus die Menschheit längst aus jeder Noth befreit habe, einen Tanz aufführen. Vergebens warnt ihn der Pfarrer, indem er ihm die wahre Bedeutung von Christi Tod erklärt. Mit dem Wort „schwyg still du Pfaff“ wird der Priester fortgewiesen, und der Jüngling bittet die gleich gestimmte Dirne Irmeltraut um einen Tanz. Sie sagt zu, setzt ihm einen Kranz auf, und die Spieler spielen auf und heißen sie voll Freuden sein. Da kommt der Tod und schießt nach dem Jüngling.

„O weh! Wer hat mich geschossen hie,  
Ich ward min Läntag wunder nie!“

ruft der Getroffene, und zugleich stiebt das lustige Volk auseinander. Der Jüngling bittet um sein Leben, und der Tod erbarmt sich seiner, weil der Knabe sich zu bessern verspricht. Ein Chor singt darauf ein Lied, das mit der gereimten sapphischen Strophe schließt:

„Sydt wir nit wüssen, wann der tod werd kummen,  
So findet geflossen, o jr lieben frummen,  
Wachend all stunde, haltend Gottes bunde  
Dwyl jr findet gesunde.“

Dann aber treten an den Jüngling die Versuchungen von Neuem heran. Die früheren Freunde höhnen ihn, weil er thue, als könne er nicht fünfe zählen, nennen ihn einen Phantasten, einen „Apostizeler“, einen „stillen Tüsseler“ u. s. w. Er bleibt aber fest und sucht Stärkung im Glauben bei einem Prädikanten. Auch der Teufel selbst kann ihn nicht erschüttern, obwohl er ihm vorhält, die Buße sei ganz unnütz, da seiner Sünden zu viele seien. So ist er für die Seligkeit reif, in welche ihn ein beredter Engel einführt. — Das eigentliche Stück ist hier zu Ende; es folgt aber noch ein Nachspiel, welches sich an die jüngere Jugend richtet. Es erscheinen noch einmal Tod und Teufel, die Meisten laufen vor ihnen davon, der Narr z. B., der auch in diesem Stücke nicht fehlt, flieht mit der Dirne zu einem guten Baselwein, den er irgendwo weiß. Getroffen wird aber jetzt vom Tod ein böser Bube, und der Teufel, der ihn holt, sagt zu den andern aus der Rotte:

„Ich weiß der Läder noch gar vyl,  
Die städtis ligen imm Klugkerspil,  
Doch ander Kind, die nit wänd leren  
Bätten, darzue kein predig hören.“

Gottesfürchtige Knaben fassen hierauf gute Vorsätze. Zuletzt kommt der Schultheiß und hält eine Rede über gute Erziehung, und endlich trägt der Herold zur Erklärung des Stücks einen langen Epilog vor, der, wie seine meisten Reden, aus lauter Bibelsprüchen zusammengesetzt ist. — Dieses Stück ist nun noch nicht mit Worten des Verfassers in Scenen oder Akte eingetheilt. Solche werden aber doch schon deutlich unterschieden, indem drei Chöre ebenso viele Akte bezeichnen. Chöre schmücken auch Anfang und Ende des Stücks; sie sind sämmtlich in sapphischen Strophen abgefaßte geistliche Lieder. Mit seiner noch nicht äußerlich sichtbaren Akteintheilung, mit seiner im Ganzen aber recht belebten abgeschlossenen Handlung, an der acht-

zehn Personen theilnehmen, bezeichnet dieses Spiel so recht den ersten Schritt in's Neue hinein.

Mit Kolroß that denselben Schritt noch etwas kräftiger der Dichter, dessen Drama im selben Jahre 1532 im kleinen Basel aufgeführt worden ist: *Sixtus Birck.*<sup>54</sup> Dieser Dichter, der sich in seinen Briefen auch *Xystus Betulejus* nennt, wurde am 21. Februar 1500 zu Augsburg als der Sohn eines Webers geboren. Er studirte in Erfurt, Tübingen und Basel und war früh der Sache der Reformation zugethan. In Basel ließ er sich für längere Zeit nieder, erhielt hier als der erste nach der Reformation am 10. Februar 1536 den Magistertitel, trat mit gelehrten Männern in Verbindung und bekleidete öffentliche Stellungen, d. h. er war seit 1530 Vorsteher der Schule zu St. Theodor und wurde 1537 Professor für Oratorik. Das Jahr 1538 findet ihn wieder in seiner Vaterstadt Augsburg. Zu der in Basel gedichteten „*Susanna*“ hat er in seiner Heimath in der kurzen Zeit von 1538 bis 1539 noch vier Stücke verfaßt: „*Zorobabel*“, „*Ezechias*“, „*Judith*“ und „*Joseph*“; er hat sich aber dann in den vierziger Jahren ausschließlich philologischen und juristischen Arbeiten zugewandt.<sup>55</sup> — Originalität der Stoffe finden wir bei Birck nicht; er schreibt lediglich biblische Dramen, aber sie haben das Angenehme, daß ihre Lehrhaftigkeit niemals allzu sehr in die Breite geht. Seine Sprache ist nicht gerade sehr poetisch, aber sie ist einfach, natürlich, anschaulich, hie und da mit einem Bilde geschmückt. Auch das satirische Element ist mit Maß zurückgedrängt, es erhalten etwa Nebenpersonen in diesem Sinne charakteristische Namen. Ich führe nun hier natürlich nur das für Basel und in Basel geschriebene Stück Bircks an, „*Die history von der frommen Gottsfürchtigen vrouwen Susanna*, Im 1532 Jar öffentlich im Mindren Basel durch die jungen Burger gehaltnen“. Am Ende nennt sich „*Sixt Birck von Augsburg, zu der zyt schülmeister zu mindern Basel, einer lobblichen Burgerschaft zu eeren*“. Das Stück ist die erste der vielen deutschen und lateinischen „*Susannen*“, welche im XVI. Jahrhundert in deutschen Landen gedichtet worden sind. Die in den Apokryphen überlieferte Novelle war eben im ganzen XVI. Jahrhundert einer der beliebtesten Stoffe; konnte man doch darin Alles vortragen, was dem Geschmack der Zeit entsprach. Die böse Leidenschaft alter Männer konnte man satirisch geißeln, die verfolgte Unschuld bot Anlaß zu lehr-

haft erbaulichen Reden, der Abschied der Mutter von den Kindern wirkte auf das Gemüth des Volkes, und das Ganze schloß überdies mit der allbeliebten Gerichtsverhandlung ab. Bei Bircks Stück wirkten dreißig redende Personen mit. Die Handlung ist eine streng einheitliche. Es lag dies eben an dem Stoffe, der selbst so außerordentlich klar und einfach ist. Eine Wiedergabe des Stükcs ist kaum nothwendig. Birck hält sich einfach an die biblische Ueberlieferung, dabei entwickelt er recht gute genrehafte Motive. Wie hübsch ist es z. B., daß ein junges Schwesternlein der Helden sich für dieselbe lebhaft wehrt, so daß der eine der bösen Greise zum andern sagt:

„was danttet dises schnepperlin,  
Gib du im eins uffs klepperlin!“

Das beste am Ganzen ist aber jedenfalls die — allerdings etwas lange — Gerichtsverhandlung, welche zu einer Verurtheilung der angeklagten Susanna durch eine Majorität der Richter führt. Die schnöden Gesellen, die den Klägern zu Liebe der Helden die wirksame Vertheidigung unmöglich machen, sind vortrefflich gezeichnet, und fast großartig ist ihnen die Misshandlung mit ihrem sichern Vertrauen auf endliche Rechtfertigung gegenübergestellt. Und wie diese schließlich sich findet, der spannend erwartete Umschlag vom Unglück zum Glück durch das Eingreifen Daniels herbeigeführt wird, wie ist da die Stelle schön und lieblich, wo Susanna's Söhnlein dem hilfreichen Daniel den Dank abstattet.

„Du bist ein gütess gisellesin,  
Du hast erlöst min müetterlin;  
Büt mir die Hand, und dank dir Gott  
Du bist mir lieb on allen spott“

sagt der Kleine, und um die Wahrheit seines Sprüchleins zu erweisen, kommt er mit seinen Spielsachen gelaufen:

„Sich! nim auch hin das rößlin myn  
Und dises hüpsch wintmüslein.“

Wie Kolroßens Stük wird die „Susanna“ in Akte getheilt durch zwei Chöre, die in antiken Strophenformen sich bewegen. — Interessant ist, was uns über eine Wiederholung des Stükcs Felix Blatter mittheilt, der uns über die scenische Einrichtung einige Aufschlüsse gibt. Diese Einrichtung war einfach genug. Es habe, so heißt es in der genannten Selbstbiographie,<sup>56</sup> „Ulricus Coecius die Susannam uf dem Fischmarkt gespilt. Do lügt ich zu in meins schniders Wolf Eb-

ingers haus. Die brüge war uf dem brunnen und war ein zinnener kasten, darin die Susanna sich weschet, doselbst am brunnen gemacht. darby sas eine im roten rock, was ein Merianin, Ulrico Coccio versprochen, aber noch nit ze filchen gesiert. Der Ringler war der Daniel noch ein kleins hieblin." Birk selbst hat seine „Susanna“ in's Lateinische übersezt.

Im Jahre 1533 „uff Sontag den andern Tag Merzens ist dann in Basel ein Stück des Zürcher Theologen Heinrich Bullinger aufgeführt worden worden „Ein schön spil von der geschicht der Edlen Römerin Lucretiae“ u. s. w. Die Aufführung fand gegen den Willen des Verfassers statt,<sup>57</sup> ich kann darum das Stück nicht als einen Anteil Basels an der deutschen Literatur in Anspruch nehmen.

Ein solcher ist dann wieder ein Spiel aus dem Jahre 1535, „Ein herliche Tragedi wider die Abgöttery (uf dem Propheten Daniel) darin angezeigt würt, durch was mittel eyn rechte Religion jnn einem Regiment mög angericht werden, zu Basel uff Sontag den neunden tag Merzens, jm 1535 jor, durch eyn junge Burgherschafft daselbst, Gott ze lob und eer öffentlich gehalsten“. Das Stück trägt keinen Verfassernamen. Es wird aber von einigen dem Sixt Birk zugeschrieben.<sup>58</sup> Es ist hingegen mit Sicherheit anzunehmen, daß Birk nicht der Verfasser dieses Dramas ist. Wohl hat er in seiner späteren Augsburger Zeit dasselbe Stück überarbeitet unter seinem Namen als „Beel“<sup>59</sup> herausgegeben. Er hat damit aber einfach ein Plagiat an dem Stücke eines Baslers begangen. Denn einmal kann aus sprachlichen Gründen die „herliche Tragedi“ nicht von Birk herrühren,<sup>60</sup> ferner ist dem Stück im letzten Akte ein geistliches Lied eingefügt, welches Kolroß zum Verfasser hat.<sup>61</sup> Wir dürften also kaum irre gehen, wenn wir — wie dies früher durch Andere geschah — dem bekannten Kirchenlieddichter, dem Urheber des „Spiels von fünferlei Betrachtnüssen“, dieses Stück zuschreiben würden. Dasselbe zerfällt in die beiden Geschichten vom Beel und vom Drachen zu Babel. Es verfehlt die Sache der Reformation, ist von dreißig Personen gespielt worden, und ist, wie aus der Vorrede zu ersehen ist, gegen ein kurz zuvor irgendwo — kaum in Basel — aufgeführtes katholisches Spiel gerichtet, in welchem die Entfernung der Bilder aus den Kirchen mit der Beraubung des Tempels durch Nebukadnezar zusammengehalten worden war. Zur Antwort darauf wird nun in unserm Stück die

katholische Priesterschaft nicht undeutlich mit den Baalspfaffen verglichen, die vermittelst eines heimlichen Einganges Nachts in den Tempel dringen und die dem Gotte vorgesetzten Speisen verschmausen. Das Volk aber schließt aus dem Appetit Baals auf die Größe seiner göttlichen Kraft: „Bedenkt,” sagt der Kanzler des Königs Cyrus,

„was Kosten man müsse han,  
Bis man den Gott erfüllen kan;  
Der groß Unkost, der lernt uns wol,  
Daß man jhn als Gott eeren soll.“

Hübsch ist die Naivität des Königs, der darauf den Tempel abschließt, um sich zu überzeugen, daß Alles mit rechten Dingen zugehe:

„Wolan ich bin zu diser früst  
Küng, Priester und auch Sigerist,”

sagt er, indem er die Schlüssel an sich nimmt. Köstlich ist die Scene, in der die Pfaffen sich an den Leckerbissen gütlich thun. Daniel aber läßt dann durch seinen Diener in der Nacht Asche streuen, und es wird durch ihn dem Könige der Betrug der Priester offenbar. Diese werden in die Grube geworfen, und es wird dem Götzendienst der Gar aus gemacht. In der Schlußrede des ersten Theiles heißt es dann ganz deutlich mit der Spitze gegen den Katholizismus:

„Der Beel muß Gott dem Herren wychen.  
Das heyzt mir aber alles Beel,  
Das eben hatt denselben fäl,  
Das also hat eyn valschen schyn,  
Verbländt dir ganz das herze dyn.  
Drum so die göttlich warheit klar  
Erschynndt, so nimm derselben war!“

Im zweiten Theile werden dann freilich auch die materiellen Vortheile der Reformation betont: Der Kanzler, der übrigens im Geheimen an dem gestürzten Beel noch hängt, wird nämlich gefragt:

„Was sagt jr von den kosten groß,  
Des man jetzt ist ganz worden los?“

Der Kanzler aber weiß das Volk noch auf seiner und Baals Seite, und die Antwort auf jene Frage ist eine Revolution, die gegen den von Daniel beeinflußten Cyrus ausbricht. Treffend sind hier die Aufwiegler geschildert:

„Wolluff jr lieben burger güt,  
Eyn heder hab sich wol inn hüt,  
Wolluff, land uns das vatterland

Und fryheit hüt mit unser hand  
Beschirmen. Lärma! lärma! dran!  
Wir wend den juden usshär han!"

ruft einer in seinem Grimm gegen Daniel, und ein Anderer fällt ein:

"Lärma! lärma! hun, wolluff,  
Fr burger lauffend all zehuff!" u. s. w.

Daniel wird vom König aufgegeben und in die Löwengrube geworfen. Die im dritten Akte vorgeführte wunderbare Speisung des Propheten durch den von einem Engel herbeigetrachten Habakuk bringt dann aber den Sieg der Wahrheit und die Befreiung Daniels aus der Löwengrube, in der ihm die grimmigen Bestien nichts angethan haben; im Epilog wird das Volk aufgefordert:

"Drumb, so wir dussern (die äußern) Gözen hand  
Sampt falschem Gottsdienst, stat und land,  
Ganz usgerüdt und abgethon  
Sönd wir die jnnern nit lon ston!"

Man kann sich die Freude denken, welche die vielen Anspielungen beim Publikum hervorriefen. Dasselbe hatte ja nichts zu thun, als an die Stelle von Babel immer Basel zu setzen. — Wenn die Annahme richtig ist, daß die „herrliche Tragedi“ von Kolroß gedichtet worden ist, so hat in technischer Hinsicht der Dichter viel gelernt. Nicht nur entspricht der Dialog viel mehr als früher modernen Anforderungen, er ist fließend, die Rede oft eigentlich gewandt zu nennen; dazu ist auch das Stück deutlich in drei Akte geschieden. Sie sind allerdings von sehr ungleicher Länge, aber die Einschnitte stehen an Stellen, wo der natürliche Verlauf der Dinge Rühepausen gebietet. Wir werden darum nicht zu viel sagen, wenn wir die „Tragedi“ Kolroßens als den Anfang moderner Dramatik in Basel bezeichnen.

Der Vollständigkeit halber muß hier erwähnt werden, daß im Jahre 1537 ein Stück „Der ungerathene Sohn“ in Basel soll erschienen sein. Das Drama ist mir aber nur aus einer Anführung bekannt.<sup>62</sup>

Der bedeutendste aller Basler Dramatiker aber, ein wirklicher Dichter voll echter Kraft, ist Valentin Boltz.<sup>63</sup> Er war gebürtig aus Ruffach im obern Elsaß, kam als Diaconus nach Tübingen und übersetzte dort den Terenz für „die armen Schülerlein, so nit allwegen mögen interpretes haben“, in deutsche Prosa. In der Vorrede weist er die Meinung zurück, daß ein Kirchendiener sich nicht mit dergleichen

abgeben dürfe. Die schöne Kunst des Schauspiels habe uns Gott durch die gelehrten Heiden gegeben, und wer die verachte, verachte Gott selbst. Boltz ist später nach Basel gekommen und ist in den Jahren 1546 bis 1554 ein beliebter Prediger am Spital gewesen.<sup>64</sup> Außer Drama und Predigt hat er auch die Technik der Malerei verstanden.<sup>65</sup> — Seine Dramen bezeichnen wiederum einen wesentlichen Fortschritt. Allerdings ist bei ihm die Wahl der Stoffe immer noch von der kirchlichen Bewegung beeinflusst, auch er kann die Lust nicht unterdrücken, dem konfessionellen Gegner einen Hieb zu versetzen. Aber Boltzens Stücke sind dafür schon in dasjenige Stadium der Entwicklung getreten, wo erstens, wie schon in der „Tragedi“, deutliche Theilung in Akte angewandt wird, wo dann aber ferner Gesang und Musik die Stücke verschönern. Und zwar markieren sie nicht mehr nur die Aktschlüsse, sondern ernster und heiterer Gesang wird mit in die Handlung verflochten. Auch werden Boltzens Stücke nicht mehr nur von einigen jungen Bürgern gespielt, sondern es wirken von jetzt an ganze große Massen mit. Boltz inauguriert in Basel das Volks-schauspiel großen Styles, bei welchem sogar das Interesse der Obrigkeit in Anspruch genommen wird, die mit Geld und sonstiger Fürsorge hilft. Darum spricht bei den folgenden Stücken ein Herold in der Wappen- und Standesfarbe die Eröffnungs- und Schlussworte, kurz, das Drama ist Staatsaktion, eine Festfeier für Regierung und Volk, für Jung und Alt aller Stände. Man lud sogar oft fremde Gäste zu der Aufführung ein, und die Handlung nahm oftmals zwei Tage in Anspruch. In diesen Dramen geht beinahe nichts mehr hinter der Scene vor, wird kaum mehr etwas durch bloßes Erzählen bekannt, sondern Alles geschieht vor den Augen des Zuhörers in strenger zeitlicher Aufeinanderfolge.<sup>66</sup> Das ist ja der Typus des Massendramas, wie es namentlich die Schweiz pflegte, in deren freien, von Bürgern geleiteten Gemeinwesen es auch allein sich soweit entwickeln konnte. Weiter hat es das Drama des XVI. Jahrhunderts kaum gebracht, wenn man von den lateinischen Schauspielen absieht, welche auf antiker Grundlage von Humanisten für das Gymnasium und die Akademie komponiert worden sind.

(Schluß folgt.)